

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 53 (1949-1950)
Heft: 18

Artikel: Blühender Holunder
Autor: Schütz, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was so ein Wagen für Kräfte in sich birgt, und was er hergibt, unermüdlich und verschwenderisch. Im Fünfzig-, Sechzig-, Hundertkilometertempo geht's, durch Pappelalleen, durch einsame Felder, endlose Ebenen, die den Wanderer zur Verzweiflung brächten, von Städtchen zu Städtchen, durch Steppen und Gebüsch. So fuhr ich nach Paris, an die 600 Kilometer. An der Seine trat ich gerne wieder auf meine eigenen Füße, streckte mich und schaute mich um in der Weltstadt, die gleichsam wie ein Geschenk mir in den Schoß gefallen war.

Im Auto habe ich auch über hohe, vom Kriege gezeichnete Berge hinweg Venedig erreicht. Das Meer, die umliegenden Inseln, San Marco, der Campanile, auf einmal waren sie da, man wußte kaum, wie's geschehen war, und am Abend tauchten sie wieder unter im Dunst der Ferne. Ich brauchte mir keinen Platz zu erkämpfen in einem der stets so überfüllten Wagen der italienischen Bahnen. Und drohte auch ein Gewitter und ballten sich schwarze Wolken zu-

sammen, es mochte kommen. So ein Auto wird im wildesten Sturzregen zur gemütlichen Stube. Das Wasser platscht an die Scheiben, es hämmert aufs Dach, es spricht von den Rädern, vermag dir aber nichts anzuhaben. Hätte es dich überrascht auf einer Wanderschaft, du hättest Mühe gehabt, in einem Stadel Schutz zu suchen.

So ein Wagen kann einem zum Freund werden. Man hält zusammen und weiß, was man ihm zu verdanken hat. Herrliche Ferienerlebnisse runden sich zu einem Kranz. Was nur ein einziges Jahr in sich schließt! Und reihen sich die Jahre, hast du einen Strauß von Erinnerungen beisammen, der unverwundlich ist. Die weite Welt hat sich aufgetan, Menschen aus Ost und West hat sie dir gezeigt, und festliche Tage uns besichert.

Dir dank ich's, du stürmischer Draufgänger, der du ohne Lücke und Laune sonntags und werktags mein treuer Kamerad und Führer warst, du ewig jugendliches, zu allem Tun bereites Auto!

Blühender Holunder

Es ist Juni. Wenn Johannes abends am Fenster sitzt, sieht er ganz nahe am Rahmen die weißen Blütenteller des Holunderbusches wie helle, freundliche Hände vor sich. Dann ist es ihm eine liebe und oftmals wiederholte Beschäftigung, eine der Dolden fachte zu sich heranzubiegen und ihren Duft behutsam, demütig und versonnen zugleich einzuatmen. Ueber solchem Tun aber vollzieht sich je und je eine der seltensten Entrückungen aus der Gegenwart, deren Wesen es ist, ihn hinwegzuführen in das Land der frühen Träume und unalltäglichen Geschehnisse seiner Jugend. Der verhaltene, zart strömende Duft rührt dann wie eine sanfte Hand an seine Seele, und sie beginnt darob zu klingen wie eine Saite erklingt, die von den Stimmungen einer tönenden, gleichgestimmten Seele getroffen wird. Er erfährt dann immer wieder, wie der Geist im Zustand besonderer Erregung einfache, äußere Erscheinungen: einen Duft, einen Klang, eine Farbe durch die Sinne

tief und unvergeßlich der Erinnerung einprägt, und mögen diese Wahrnehmungen auch von allerlei Kram überdeckt und still versunken in ihm ruhen, es braucht nur einmal denselben Hauch, denselben Klang, dieselbe Farbe, um das ganze Erlebnis zu wecken, das Bild und alle Tönungen des Gefühls und der Empfindung.

Die schmerzlichste dieser merkwürdigen Erschütterungen aber durchläuft ihn, wenn er mit geschlossenen Augen den Duft der ersten Holunderblüten einatmet. Schwankend und unwirklich steigt dann aus weichen Dämmerungen seiner Mutter Bild:

Sie sitzt am fallenden Gang unter einem Holunderbusch, dessen schlanke Schäfte die gelbweiß schimmernden Blütendolden zu Dutzenden tragen. Auf ihren Knien liegt eine verblichen grüne Schreibunterlage mit einem offenen Buch, denn es ist Sonntagvormittag. In den Städten, den Dörfern läuten die Kirchenglocken. In ihr Tal dringt kein solcher Ton. Es ist zu weit weg

von der Kirche, wenn auch sehr nahe beim Herrgott. Nun schließt sie das Buch und legt die Hände übereinander, als ob sie sehr, sehr müde wären. Vom Talgrund her, wo die tiefen Schatten der Ufertannen auf den dahineilenden Wassern des Baches wandern, trägt der Wind unregelmäßig an- und abschwellendes Rauschen.

Langsam hebt sie die Augen und läßt den Blick über die fahlgrünen Flanken der Berge emporgleiten und oben, wo die Gräte eine scharfgezackte Grenze in das Himmelsblau ziehen, haftet er dann, als sähe er darüber hinweg in den endlos geweihten Raum.

Zögernd greift sie nun neben sich ins Gras und legt einen weißen Briefbogen auf die Unterlage. Sie beginnt zu schreiben. Von ihrem Scheitel, der wie eine strenge, gerade Gasse die silbergrauen Haare teilt, ringeln sich zwei zierliche Locken nieder in die beschattete Stirn und mildern den Ernst der sittlichen Niederschau, indes die verwerfzte runzelige Bäuerinnenhand einen grünen Bleistift zügig über das Blatt führt.

„Mein lieber Sohn!

Dein letzter Brief hat mir Kummer gemacht. Du reistest weg, in die Fremde, ohne vorher noch zu mir zu kommen. Ich verstehe, daß Dich die Ferne lockt; ich weiß, daß Du bei Deinem Freund sehr gut aufgehoben sein wirst — und doch bin ich diesmal voll Unruhe um Dich. Ich kann Dir nicht recht sagen, warum und doch wäre mir leichter, wenn ich Dich näher bei mir wüßte. Hätte nicht eine Fahrt in die Berge, an die Seen Graubündens Deiner Wanderlust Genüge getan? Du weißt, mein Sohn, daß ich Dich, meinen Jüngsten, sehr lieb habe, daß Du am längsten um mich warst und daß jede Rückkehr für mich eine innige Freude bedeutete. Darum verstehe ich nicht recht, warum Du diesmal wegfuhrst ohne richtigen Abschied, fast so, als ob Du Dich flüchten müßtest ...

Wisse aber, daß ich Dir niemals deine Freude vergällen will. Nein, alles, was Deine offene Seele aufnimmt, alles was Dir an Edlem und Schönem unverlierbar zum Besitz wird, gönne ich Dir von Herzen. Du hättest nicht Angst haben müssen, ich würde Dir die Reise verbieten.

Wenn hier auch immer allerhand zu tun ist, man hätte sich eingerichtet. Doch daß Du gezögert, mir Dein Vorhaben anzuvertrauen, — dieses schmerzt mich. Es war doch bislang so, daß nichts zwischen der Wahrheit unserer Augen und der Liebe unserer Herzen hat stehen dürfen, auch nicht ein Schatten von Verheimlichung.

Nun aber laß Dir diese Worte nicht zu schwer werden, und genieße Deine guten Tage! Laß mir Deinen Freund grüßen!

In treuer Liebe

Deine Mutter.“

Sie überliest die Zeilen, faltet den Bogen und legt ihn neben sich. Nun öffnet sie wieder das Buch. Da sie aber nachdenklich und unruhig geworden ist, vermag sie nicht mehr, sich in seine Welt zu versenken ... Darum wendet sie sich wiederum zu ihrem Brief. Ihre Gedanken wandern davon, zu Johannes. Wo er wohl weilt? Ob er in der bunten Flucht der Bilder auch einmal an sie denkt, an sein entlegenes Tal? Wie lange es wohl geht, bis er zurückkehrt? Es wäre schön, wenn er bald käme ... Sie sieht wieder in die Ferne. Lange, lange ... Der Wind wiegt die Dolben über ihrem Haupt sachte hin und her, und einzelne Blüten rieseln nieder ...

Sie erhebt sich. Den Brief wird sie ihm nicht schicken. Sie legt ihn wie ein *ex libris* ins Buch und geht den schmalen Weg auf den Hof zu ...

Einen Monat später las ihn Johannes doch. Ein Telegramm von daheim hatte ihn eines Abends aus der ahnungslosen Ruhe eines Gastzimmers aufgeschreckt, seinen Sinn in höchste Verwirrung gebracht. Eine endlose Bahnfahrt von Land zu Land, eine irrsinnige Jagd mit einem Mietwagen durch die Nacht an das Lager seiner Mutter, sie hatten genügt, um die Tote im reinlinnernen Sterbehemd zu sehen, ehe sie weggetragen wurde ...

Heute war wieder Sonntag. Mit einem Buch in der Hand saß Johannes unter dem Holunderbusch, immer noch von der rätselvollen Stumpfheit dessen umfassen, der nicht genau weiß, was an den Geschehnissen der jüngsten Tage Wahrheit und Trug ist. Er schlug mechanisch das Buch auf, dort wo ein Zeichen lag und fand den Brief. Als er den Bogen entfaltete, fielen drei feine,

gepreßte Holunderblütchen heraus und schweben zur Erde, während über ihm der Busch seine leise lastenden Dolben unmerklich auf- und niederwiegte. Und in bitterster Trauer mußte Johannes nun erfahren, daß dieses Buch das letzte gewesen, das seine Mutter lesenderweise in Händen gehalten und dieser Bogen der letzte, den diese Hände je beschrieben hatten ...

Darum sind Johannes die Tage der erwachen-

den Holunderblüte Jahr für Jahr schmerzhaft wie frisch aufgebrochene Narben, und es ist ihm wie Buße und wie herber Trost zugleich, eine duftende Dolbe sachte in sein Zimmer zu biegen und den sanft strömenden Geruch tief in sich zu saugen, während seine Gedanken ganz an jenes Leid verloren sind, das zwischen Blüte und reifender Frucht verborgen sein kann.

Hans Schütz

Silberkissen, fröhlich treibend

Wolken blühn aus Himmelsbläue,
Dunstgebilde wunderart,
sanft verschwebend, ohne Treue,
doch von glücklich holder Art.

Sie verlocken mitzusegeln
unbeschwert ins Wunderland,
wo sich Not und strenge Regeln
lösen wie der Gischt am Strand.

Silberkissen, fröhlich treibend,
hat der Mittag ausgespannt.
Himmelsschrift, die, lässig schreibend
Schöpferhand ins Blau gebannt.

All das kündet Sommermilde,
Glanz, der heiter uns umstrickt.
Leicht verwehn die Luftgebilde
vor der Nacht, die dunkel blickt.

Jakob Hess

Auf den Schultern des Sommers

Da sitzen wir also nun wieder auf des Sommers Schultern und schauen zurück nach verschwundenem Frühling und Winter und voraus nach einem noch fernen Herbst. Beides ist uns gleichweit entfernt. Lassen wir Vergangenheit und Zukunft! Leben heißt Gegenwart. Und Leben heißt Sommer, wo die Pulse voller pochen. Und welche Gegenwart wäre mächtiger als die des Sommers, wenn uns die Sonne im höchsten Bogen über den Scheitel fährt!

Ein Winterspaziergang — das ist keine große Kunst. Wenn man friert, kann man im Notfall schneller gehen. Ein Frühlingsspaziergang ist leichter als leicht; kaum spürt man, daß man geht — Verliebte am wenigsten. Im Herbst durch raschelndes Laub zu wandern ist gleichermaßen ein Kinderspiel, es sei denn, jene Melancholie, die vom blaffen Alchemistenlicht der

Herbstzeitlosen ausgeht, setzt uns etwas zu. Ein Sommerspaziergang aber: das ist wahrlich nicht nichts.

Es muß ein Tag mit blankem Himmel sein oder noch besser einer mit jenen Wolfentürmen, die in ihrem blendenden Weiß das Licht zu verdoppeln scheinen. Die Straße soll staubig sein und sich durch freie Felder ziehen. Und dann über Mittag, von elf Uhr bis halb gegen Abend hin, wandern wir, unentwegt, und halten Augen, Nasenlöcher und Ohren offen. Und der Sommer wird in uns einsinken mit einer Macht und Fülle, daß wir ihn nie mehr vergessen und als Erinnerung wie einen Ofen in uns tragen werden — noch (in der Erinnerung) im Winter.

Auf solchem Sommergang kann uns die Natur, die wir Städter so gerne zu verlieren drohen, wieder nahe kommen. Es ist durchaus kein